

Einführungsrede von Dr. Hans-Dieter Fronz anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Metamorphosen“ am 27.6.14

Sehr geehrte Damen und Herren,

wenn Sie nicht gerade auf den letzten Drücker zu dieser Vernissage erschienen sind, haben Sie sich in den Räumen dieser Ausstellung vielleicht schon ein wenig umgesehen. Und wenn Sie Werke der Künstlerin bis dato nicht kannten, werden Sie in diesem Fall überrascht gewesen sein. Denn die Motive der Blätter, es handelt sich ja durchgängig um Papierarbeiten, Carola Faller-Barris ist in allererster Linie Zeichnerin, die Motive dieser Blätter sind alles andere als gewöhnlich. Da gibt es zum Beispiel hier, in diesem Raum, so ein kapselartiges Gebilde mit lauter kleinen Öffnungen. Auf den ersten Blick wirkt es wie ein Naturprodukt, aber wo wächst oder gedeiht dergleichen? Man könnte auch an einen etwas unförmigen Himmelskörper denken, einen Mond mit vielen Kratern. Oder an ein Ufo von einem fremden Stern. Gleich daneben ist eine „Liegende“ platziert, so heißt die Arbeit. Die Liegende ist seit der Moderne ein beliebtes, ja geradezu illustres Motiv, denken Sie an Picasso, an Matisse oder Henry Moore. Die menschliche Gestalt, vorzüglich die Frau, in einer gleichsam der Schwerkraft entrückten Körperhaltung. Wer liegt, muss keine Körperkraft aufwenden und verfügt so vielleicht über umso mehr Energie zum Phantasieren, Denken, Träumen. Doch diese Liegende hat gar nichts Menschliches an sich – und gibt in ihrer rätselhaften Erscheinung gerade dem Betrachter zu denken, zu phantasieren, vielleicht auch zu träumen. In der äußeren Gestalt erinnert sie an ein an den Längsseiten eingerolltes Blatt, aber dieses Blatt ist ohne körperhafte Konsistenz. Es ist blickdurchlässig, man fühlt sich ein wenig an Gezweig erinnert. Gleiches gilt für „Shell“, auf Deutsch: Muschel. Oder wir sehen ein Gebilde, das ein wenig an die eingangs erwähnte kapselartige Form erinnert. Allerdings hat diese Kapsel hier einen sich in den Bildhintergrund schlängelnden Fortsatz, der Assoziationen zwischen Strickzeug und Ähre weckt. Ein Mischwesen, so scheint es, zwischen Natur und Kultur.

Dergleichen haben weder Sie noch ich noch irgendjemand sonst schon einmal gesehen. Sie wären womöglich noch überraschter, bekämen Sie andere Arbeiten von Carola Faller-Barris, die hier nicht ausgestellt sind, zu Gesicht. Es gibt da beispielsweise eine Graphitzeichnung von ihr – der Graphitstift ist überhaupt ihr bevorzugtes Arbeitsinstrument - mit dem Titel „Haus“. In der stereometrischen Anlage ist dieses Gebäude von unüberbietbarer Schlichtheit: ein einfacher Quader mit Satteldach. Das Besondere daran: Dieses Haus hat weder Fenster noch Türen. Und es besteht durch und durch aus Ästen. Nicht nur die Mauern werden von Geäst gebildet, wir bezweifeln, dass es sie überhaupt gibt. Eine Mauer trennt einen Innen- von einem Außenraum. Hier aber hat es den Anschein, als gäbe es gar keinen Innenraum oder, im Plural, keine Innenräume. Sondern als bestünde dieses Haus auch in seinem Inneren aus Astwerk: Massivbauweise in einem etwas speziellen Sinn. Denselben Eindruck reiner Selbstbezüglichkeit vermittelt auf einer anderen Zeichnung ein würfelförmiges Gebilde vermitteln auch die beiden Waggon eines Güterzugs, die angeschnitten den Bildraum einer riesigen Zeichnung von 3 Meter Höhe und mehr als sechs Meter Breite füllen.

Natürlich sind nicht alle Zeichnungen der Künstlerin derart überdimensional groß. Aber dafür, dass es Zeichnungen sind, haben die meisten von ihnen doch bemerkenswerte Formate. Und das hat einen Grund. Die Zeichnung ist ursprünglich keine autonome Kunstform. Als Skizze, als Vorzeichnung hatte sie seit der Renaissance eine dienende Funktion. Im kleinen Maßstab lieferte sie den Entwurf für das eigentliche Werk eine Skulptur etwa oder ein Gemälde. Doch spätestens im 20. Jahrhundert hat die Zeichnung diese dienende Stellung aufgekündigt. Sie verweist nicht mehr auf etwas anderes; sie ist selbst das Werk.

Die Zeichnungen von Carola Faller-Barris verströmen dieses Selbstbewusstsein bereits im Format. Die beachtlichen Formate haben aber, wie es scheint, noch einen anderen Sinn. Carola Faller-Barris hebt die Motive ihrer Zeichnungen aus ihrer Umgebung heraus; sie gibt uns die Sujets ohne Umraum. Außer dem Objekt selbst sehen wir auf diesen Zeichnungen gewöhnlich nichts sonst; allenfalls ist noch der Schatten, den es wirft, angedeutet. Das die Sujets umgebende Blattweiß wirkt wie eine Hülle, die diese Objekte gegen die Alltagsrealität, die Wirklichkeit als solche, abgrenzt und sie von ihr distanziert.

Darin wie in der Irrealität der Motive kündigen die Blätter unmissverständlich den Bezug zur sichtbaren Realität auf. Sie bringen sich als eigene Wirklichkeit zur Geltung. Während die Zeichnung als Skizze für etwas anderes dieses Andere normalerweise verkleinert wiedergibt, geschieht hier das Gegenteil. Die Zeichnung zoomt sich ans Objekt heran. Um es desto nachdrücklicher zur Geltung zu bringen, um ihm ungeachtet seiner erkennbaren Irrealität Wirklichkeit und Glaubwürdigkeit zu verschaffen. Nur so stellt sich die erwünschte Wirkung ein: der Eindruck einer frappierenden Realpräsenz des offenkundig Unwirklichen. Die Gebilde drängen sich förmlich auf und lassen sich eben nicht als Hirngespinnste der Phantasie abtun.

Doch kehren wir zu der Ausstellung zurück. Es wäre gewiss nicht falsch, die Motive der an diesem Ort präsentierten Zeichnungen als surreal zu bezeichnen. 2005 schuf Carola Faller-Barris eine zeichnerische „Hommage an Meret Oppenheim“ – die als Schöpferin von „Déjeuner en fourrure“, der berühmten Pelztasse, auch so eine Verwandlungskünstlerin an der Schnittstelle von Kultur und Natur war. In der Surrealität des Inhalts verweigern sich Carola Faller-Barris' Zeichnungen geradezu ostentativ der Abbildung von Realität.

Nichtsdestoweniger wäre die Meinung, sie hätten darum mit unserer Lebenswirklichkeit nichts zu tun, eine irrige. Zunächst fällt das vergleichsweise schmale Repertoire an Motiven auf, das doch freilich einüberraschend ausgedehntes Bedeutungsfeld eröffnet und eine Vielzahl unterschiedlicher Deutungen zulässt, ja erzwingt – nicht selten geradezu gegenläufige Interpretationen, ja Deutungen von schneidender Ambivalenz. Wir sehen blattartige Formen, die eine Tendenz zeigen, sich kapselartig in sich verschließen oder aber sich zu öffnen und dann beispielsweise eine Überschrift haben wie „Entwicklung“. Wir sehen kreis- und kugelförmige Gebilde, die an eine schützende Hülle, ein Nest erinnern, die aber gleichzeitig auch die Vorstellung gefängnisartiger Enge wecken können. Gleiches gilt von turmartigen Formen: Schutzraum und Kerker in einem. Eine dieser Formen trägt den Titel: „Für Reinhold Schneider“. Es ist ein in Untersicht gegebener Turm aus Ästen und Gezweig, dessen oberes Ende sich im Sphärischen verliert. Er erinnert darin an eine Zeichnung mit dem Titel „Himmelsleiter“ und lässt gleichzeitig an Brancusis „Unendliche Säule“ denken. In jedem Fall ist

dieser Turm eine den Raum der Immanenz transzendierende Figur eine Interpretation, die sich auf die große Bedeutung des Religiösen im Werk von Carola Faller-Barris berufen kann, wie sie sich etwa in Bildtiteln gleich „Christus“, „Gethsemane“ oder „Ichthys“ bekundet.

Baustein oder Baumaterial dieser Formen und Gebilde ist häufig ein Naturprodukt: nämlich Äste und Gezweig. Noch die Nahbetrachtung dieses Materials liefert Aufschluss über Bildintention und Gehalt der Zeichnungen. Sprechend ist schon der Begriff als solcher: ‚Gezweig‘. Als ‚Verzweigung‘ beinhaltet er die Vorstellung von Entwicklung und Wachstum. Gleichzeitig schwingen Konnotationen wie Teilung und Zweiteilung mit und damit die Auflösung einer anfänglichen harmonischen Einheit. Das ganze Drama des Lebens ist darin bereits in nuce angelegt. Das Gezweig als Material ist bei Carola Faller-Barris bisweilen mit Stacheln überzogen. Die wiederum wecken die Assoziation von Wunde und Verletzung. Manche ihrer Zeichnungen haben Nestformen aus stacheligem Gezweig. Die Idylle wird darin zur Antiidylle.

So entfalten die Zeichnungen ein Spannungsfeld zwischen Geborgenheit und Verletzung – und akzentuieren eine Ambivalenz, die die des Lebens ist. Die mit Stacheln bewehrte Nestform kann sogar in eine Dornenkrone hinüberspielen, das Sinnbild von Christi Leidensweg. Leben – auch eine Passion, bedeutet uns das.

Es existieren von hier durchaus Bezüge zu den sehr viel realistischer anmutenden Bleistiftzeichnungen, die uns mit erzählerischer Geste aufgereichte Gegenstände wie Teekanne, Blechdose, Tauchsieder oder Schere in wechselnden Konstellationen vor Augen stellen. Diese uns wohl vertrauten Gegenstände scheinen miteinander zu kommunizieren, doch, wie bei uns Menschen auch, ist es eine nicht selten konfliktreiche Kommunikation. Wir werden Zeuge einer Gruppendynamik zwischen den Dingen. Die Teekanne sucht den Kontakt zu einem becherförmigen Gebilde aus – wieder einmal: stacheligem – Gezweig; man könnte aber auch sagen, sie stecke, hochnäsiger und neugierig zugleich, ihre Nase in fremde Angelegenheiten. Oder sie kanzelt den unterwürfig daliegenden Tauchsieder von oben herab ab, während die Schere - als Instrument der Teilung und Zerteilung, eine Agentin der Zwietracht, der Zerstörung einer vorgängigen Einheit - arglistig aus dem Glas äugt.

In einer hier nicht ausgestellten Zeichnung mit dem Titel „Zwei Gegenstände stellen eine Schere zur Rede“ wird sie für ihr intrigantes, Zwietracht säendes Tun zur Rechenschaft gezogen. Eine erzählerische Note haben, bei aller Surrealität, auch die Gouachen der Ausstellung, denen mitunter Schnittmusterbögen zugrunde liegen.

Im Atelier, um zum Schluss zu kommen, erzählte mir Carola Faller-Barris von einem frühchristlichen Mönchsorden, dessen Mitglieder tagsüber Körbe flochten, die sie abends wieder auflösten. Eine spirituelle Übung, ein Prozess „des um die Mitte Kreisens“, wie sie sich ausdrückte, der ihr offensichtlich imponiert und ihr vielleicht sogar als Vorbild dient. Wir sehen ja: auch Carola Faller-Barris flicht zwar keine Körbe, aber dafür zeichnerisch Häuser, Muscheln und andere Objekte, die wir als geflochtene bisher noch nicht kannten. Freuen wir uns, dass sie ihre Zeichenkunst nicht ausschließlich als spirituelle Übung versteht und die zeichnerischen Flechtwerke nach Vollendung nicht wieder auflöst, mit anderen Worten: die Blätter zerreißt oder vernichtet. Denn dafür sind sie einfach viel zu gut.